

## Wachstum vs. Wasserversorgung

Ghanas Bevölkerungszahl wächst rasant. Das stellt das Land vor große Herausforderungen – vor allem in der Wasserversorgung.

Von Dennis Klammer



Wasser aus dem Beutel: In sogenannten Sachets wird in Ghana Trinkwasser angeboten. FOTOS: CAROLINE LINDEKAMP

**ACCRA.** Ein Biss, ein Riss, ein Spuck, ein Schluck. Diesen Vierklang praktizieren Ghanaer alltäglich, um an Trinkwasser zu kommen. So auch in Ghanas Hauptstadt Accra. Die Menschen reißen mit den Zähnen eine kleine Ecke eines Trinkwasserbeutels ab, spucken sie weg und trinken. Einen halben Liter fassen diese „Sachets“, die für umgerechnet vier Cent an jeder Straßenecke zu haben sind.

„Ich trinke auch mal Wasser aus dem Hahn“, sagte Joseph, ein Banker aus Accra. „Aber natürlich auch nur dann, wenn es Wasser gibt.“ Denn Wasser aus der Leitung ist in Ghana ein seltenes Gut.

Über vier Millionen Einwohner leben in Accra und Umland laut einer Volkszählung aus dem Jahr 2010. In den vergangenen drei Jahren ist die Einwohnerzahl Accras um durchschnittlich vier Prozent gewachsen. Die Hauptstadt gilt für viele Menschen als Anlaufpunkt für Arbeit – sowohl vom Land als auch von umliegenden Staaten wie Togo, Burkina-Faso, Mali oder Nigeria. Diese Migrationswelle und das Bevölkerungswachstum stellen Accra vor ein großes Versorgungsproblem: Durch den erhöhten Bedarf werden Elektrizität und vor allem Wasser knapp. Im Jahr 2000 waren nach Angaben des International Water Management Instituts etwa 2,7 Millionen Menschen in Accra mit Wasser zu versorgen. Innerhalb von zehn Jahren ist diese Zahl auf vier Millionen gestiegen – doch die Versorger, die staatlichen Ghana Water Limited Company (GWLC) und die Ghana Urban Water Limited (GUWL), kommen kaum hinterher.

Accra bezieht sein Leitungswasser von zwei verschiedenen Orten: Von der Wasseraufbereitungsanlage in Kpong, die auch die Industriemetropole Tema mit ihren Fabriken versorgt, und von der größeren Anlage im nahegelegenen Weija. Zusammen produzieren sie etwa 375 Millionen Liter Wasser täglich. Das Problem: Seit Ende 2012 bereitet Weija wegen technischer Defekte an der Anlage ein Fünftel weniger Wasser auf - genug Wasser, um täglich etwa

den Wasserbedarf von 250.000 Menschen zu decken. Im Januar verkündete die verantwortliche GUWL daher, dass sie für etwa sechs Monate das Wasser rationieren muss.

### **Begrenzter Zugang zu Wasser**

In der Zwischenzeit soll die Anlage in Kpong beinahe ganz Accra mit Wasser versorgen. Genügend aufzubereitendes Wasser wäre vorhanden; Kpong liegt direkt am Volta-Fluss, dessen Wasser in die Aufbereitungsanlage gepumpt wird. In einem mehrstufigen Prozess filtern die Mitarbeiter das schmutzige Flusswasser mit speziellen Maschinen und versetzen es mit Chemikalien wie Chlor, um es von Bakterien zu befreien.

Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, fehlt es jedoch an der nötigen Ausstattung. Das vorhandene Fassungsvermögen der Becken kann nicht genutzt werden, da die Pumpen zu alt und zu klein sind. „Wir haben jetzt schon Probleme, ‚unsere‘ Aufgabe zu erledigen“, sagt Ebo Akwandoh, Leiter der Anlage in Kpong. „Seit dem Bau unsere Anlage 1965 ist der Bedarf um über 300 Prozent gestiegen. Die Bevölkerungszahl ist geradezu explodiert. Durch den gestiegenen Bedarf muss das Wasser rationiert werden“, sagt er.

Überhaupt hat nach Angaben der Weltbank nur jeder Dritte in Accra Zugang zu Wasser aus der Leitung - je nach Stadtteil derzeit nur ein- bis zweimal wöchentlich. „Ich bekomme meistens dienstags Wasser“, sagt Banker Joseph. Die genauen Tage stehen in der Zeitung. Er füllt dann seinen privaten Wassertank auf, mit dem er eine Woche lang haushalten muss. „Das klappt mal mehr, mal weniger“, sagt er und lacht. Joseph geht es gut, als Banker er kann sich im Notfall Wasser für Toilettenspülung, Dusche und Haushalt kaufen. Der Großteil der Bevölkerung kann das nicht, vor allem in den ärmeren Regionen des Landes.

### **Bruchige Wasserleitungen**

Um Accras Wasserknappheit zu begegnen, fehlt es den Verantwortlichen vor allem an finanziellen Mitteln. Das soll sich ändern: Um dem gestiegenen Bedarf gerecht zu werden, soll Kpong ausgebaut werden. Dafür hat die Regierung bei einer chinesischen Investment Bank einen Kredit von 273 Millionen Dollar aufgenommen. Die Bauarbeiten haben vor zwei Jahren begonnen; bis 2015 soll so eine weitere Anlage mit einem Produktionsvolumen von 160 Millionen Liter täglich entstehen, sodass die Wasserproduktion verdoppelt werden kann. Auch Siemens soll nach Angaben Akwandohs an der Entwicklung in Kpong beteiligt sein. „Siemens bringt uns größere Pumpen“, sagt Akwandoh. „Das Wasser ist ja schon da, aber wir benötigen die technischen Geräte.“ Wenn Siemens die Pumpen installiert hat, soll die Produktionsmenge in Kpong vorerst auf über 400 Millionen Liter täglich steigen. Das würde den zu jetzigem Zeitpunkt bestehenden Bedarf Accras und Temas nach Angaben Akwandohs decken.

Warum die Kapazität der Anlage angesichts des zu erwartenden Bedarfsanstiegs nicht vorsorglich weiter erhöht wird, dazu kann Akwandoh nicht viel sagen. Er weiß um die Problematik und hofft, dass sich die Regierung etwas einfallen lassen wird. Weitere Projekte seien in Planung, aber es dauere seine Zeit.

Mit einer anderen Baustelle hat er sich noch nicht beschäftigt: die brüchigen Wasserleitungen. Touristen wird in Reiseführern empfohlen, das Wasser aus der Leitung nicht zu trinken, da der Konsum Magen- und Darmbeschwerden verursachen kann. Als Grund werden oftmals brüchige Plastik-Wasserrohre aufgeführt. Durch die Risse dringt Schmutz in die Leitungen ein, der das Wasser auf dem Weg in die Haushalte wieder verunreinigt.

Daher entscheiden sich die Menschen für Sachets. Ein Biss, ein Riss, ein Spuck, ein Schluck – wenn sie es sich leisten könne

## „Lasst sie arbeiten“

In einem Stadtteil Accras sammelt sich der Elektromüll Europas. In den vergangenen Jahren kreuzten dort ständig Journalisten auf, um über die Gefahr der giftigen Materialien zu berichten. Ihre Besuche änderten einiges – nur nicht zum Positiven.

Von Moritz Tschermak



Europas Elektroschrott: Die Bilder vom Agbogbloshie Market in Ghanas Hauptstadt sind um die Welt gegangen. FOTOS: CAROLINE LINDEKAMP

**Accra/Ghana.** Agbogbloshie ist einer dieser Orte auf der Welt, zu denen man nur reist, wenn man Entwicklungshelfer ist oder Journalist. Und Journalisten kommen regelmäßig in den Stadtteil in Ghanas Hauptstadt Accra, den die Behörden und Einwohner „Sodom und Gomorrha“ nennen. Sie wollen über die große Müllhalde berichten, die voll ist mit qualmendem Elektroschrott. Über Kinder, die kaputte Fernseher anzünden, um an letzte Kupferreste zu kommen, und dabei ihre Gesundheit ruinieren. Über die weiten Wege von alten Elektrogeräten, die aus deutschen Wohnzimmern geschmissen, verschifft und in Ghana in ihre wertvollen Einzelteile zerlegt werden. Sie wollen über Agbogbloshie berichten, den Schrottplatz Europas.

Am Rande der Halde leben die Einwohner Agbogbloshies in wackeligen Bretterhütten. Manche von ihnen jagen nach Müll, der sich in ein paar ghanaische Cedi verwandeln lässt. Manche betreiben kleine Rohstoffbörsen, sie wiegen den zusammengesammelten Schrott und kaufen ihn kiloweise. Sie alle, Käufer und Verkäufer, Sammler und Händler kennen die Besuche der Journalisten inzwischen. [TV-](#) und [Radio-Teams](#) kommen vorbei, [Fotografen](#), Reporter von [großen Magazinen](#). Die Menschen von Agbogbloshie sollen ihre Arbeit erklären, ihre Geschichten erzählen. Ihr Alltag hat sich verändert: Vor ein paar Jahren, als noch niemand über sie berichtete, sammelten sie den ganzen Tag Schrott, um überleben zu können. Heute sollen sie Interviews geben.

### Ein Fernseher reist nach Ghana

Auch wir wollten mit diesen Menschen sprechen. In Accra sollte die zweite Hälfte einer Doppel-Reportage entstehen. Der erste Teil handelte von Schrotthändlern aus Dortmund, die Container mit alten Elektrogeräten vollpacken und nach Afrika schicken. Wir hatten von einer deutschen Familie erzählt, die ihren Fernseher loswerden und einen neuen kaufen wollte. Die Reportage endete im

Hafen, der ausrangierte Fernseher machte sich auf den Weg nach Ghana. Dort sollte die Geschichte weitergehen.

In Agbogbloshie aber redete niemand mit uns. Niemand durfte mit uns reden. Wenn man als Journalist einen der Männer dort anspricht, schickt er einen weiter zum amtierenden *Chairman*. Er wurde von den Schrottsuchern und Schrotthändlern zu ihrem Vorsitzenden gewählt. Man muss erst ihn um Erlaubnis fragen. Und ist er nicht da, muss man zu seinem Stellvertreter gehen. Selbst an diesem Ort, an dem die Welt unterzugehen scheint, gelten klare Regeln und gibt es institutionalisierte Hierarchien.

### **Zu häufig auf Versprechen reingefallen**

Der stellvertretende *Chairman* wollte Geld von uns haben. 100 Cedi sollten wir zahlen, rund 40 Euro. Wir zahlten nicht, wollten aber mit seinem Vorgesetzten, dem *Chairman* sprechen. Wir bekamen dessen Handynummer, nach einigen Versuchen hatten wir ihn am Telefon. Er erlaubte uns nicht, in Agbogbloshie Interviews zu führen. Im Gegensatz zu seinem Stellvertreter sprach er nicht von Geld. Ihm ging es um die Situation der Müllsucher: „Diese Männer müssen jeden Tag gucken, wie sie sich und ihre Familien ernähren können. Sie haben keine Zeit, Interviews zu geben. Hier geht es ums Überleben. Lasst sie arbeiten.“ Früher hätten sie mit Journalisten zusammengearbeitet, weil die ihnen Hilfe und Unterstützung versprochen hätten. Es sei aber nie etwas bei ihnen angekommen. Nichts habe sich zum Positiven verändert. Die Journalisten seien irgendwann weg gewesen und hätten sich nie wieder gemeldet.

Wir schauten uns noch ein wenig um auf der Elektromüllhalde in Agbogbloshie und redeten auch mit einigen der Schrottsammler. Richtige Interviews führten wir allerdings nicht. Gut möglich, dass wir es hätten tun können, ohne in Schwierigkeiten zu geraten. Gut möglich, dass die 100 Cedi an den stellvertretenden *Chairman* als Schmiergeld gereicht hätten, um Interviews führen zu dürfen. Vielleicht war das Problem auch, dass wir lediglich vom Campus-Radio kamen und das dem *Chairman* zu popelig war.

Letztendlich schien es aber so, als fühlten sich die Menschen in Agbogbloshie zu oft ausgenutzt, als seien sie zu häufig auf Versprechen reingefallen. Als hätten sie einfach genug von den Journalisten aus dem Ausland.

## Vom Funke(r) zum Lauffeuer

**Ob Demokratie, Menschenrechte oder politische Stabilität: Im Vergleich mit anderen afrikanischen Ländern kann sich Ghana durchaus sehen lassen. Auch das ghanaische Rundfunksystem ist eins der modernsten auf dem afrikanischen Kontinent: eine Bestandsaufnahme.**

*Von Carolin Bredendiek*



Lautsprecher am größten Markt Westafrikas: Radio ist das wichtigste Medium in Ghana. FOTOS: CAROLINE LINDEKAMP

Die Freiheit klingt wie Meeresrauschen. Wie Wind, der Äste zerzaust. Oder: wie ein Kratzen in der Leitung, gefolgt von einer kräftigen Stimme und einem ghanaischen Lied – zumindest im November 1994. Zu dieser Zeit gibt es ein Ghana ein Monopol des staatlichen Rundfunks, ein Überbleibsel aus der Kolonialzeit. Die [Ghana Broadcasting Corporation](#) (GBC) ist der einzige Anbieter von Radio- und Fernsehprogramm. Und das, obwohl durch die zwei Jahre zuvor verabschiedete [Verfassung](#) eine Liberalisierung der Radiowellen möglich wird; diese Verfassung im Allgemeinen sogar bis heute zu den liberalsten Reglementierungen der Medien auf dem afrikanischen Kontinent gehört.

Trotzdem sträubt sich die ghanaische Regierung. Sie weigert sich, Lizenzen und Frequenzen an private Radiostationen zu vergeben - bis der kommt, den alle heute nur noch „Tarzan“ nennen: Charles Werekro-Brobby, damals Oppositionspolitiker. Er protestiert gegen das Rundfunkmonopol, indem er den Piratensender „Radio Eye“ gründet und mehrmals illegal auf Sendung geht. Obwohl Mikros und Antennen schnell konfisziert werden, setzt „Tarzan“ die Regierung erfolgreich unter Druck: Nur ein Jahr später, 1995, wird die erste FM-Lizenz vergeben: 105.7, an Radio Univers.

### Hohe Reichweite von Radio und Fernsehen

Zahlreiche weitere folgen. Mittlerweile lässt sich der Rundfunk in Ghana in staatliche, private, kommunale (von den Kommunen betrieben) sowie sog. experimentelle (Universitätsmedien) Sender unterteilen. Mehrere TV-Sender und etwa 200 Radiostationen haben eine Lizenz erhalten – allein in der Hauptstadt Accra gibt es um die 40 verschiedenen Radiosender, an jeder Ecke quäkt ein Empfangsgerät. Schon im Jahr 2000 erreichten laut Media Foundation for West Africa sowohl Radio als auch Fernsehen fast 90 Prozent der Bevölkerung – eine Tatsache, die wohl auch der

Alphabetisierungsrate geschuldet ist, die sich erst in den vergangenen Jahren merklich verbessert hat.

Finanziert wird der Rundfunk allerdings trotz seiner enormen Reichweite nicht durch Gebühren, sondern durch Werbung und (im Fall von GBC) durch staatliche Zuschüsse, was immer wieder Kritik wegen inhaltlicher Regierungsnähe auslöst. Und: Obwohl sich eine Ausweitung des Rundfunkangebots durch die gegenseitige Konkurrenz prinzipiell positiv auf die Qualität des einzelnen Senders auswirkt, ist genau diese momentan eher gefährdet. Radiostationen senden lange DJ-Strecken mit nationaler und internationaler Musik, rezitieren teilweise aus Zeitungen, ohne weitere Quellen hinzuzuziehen und Call-In-Sendungen sind beliebt.

Diese sind problematisch, denn die technischen und personellen Möglichkeiten, Anrufer einer Vorauswahl zu unterziehen und in der Livesituation gegebenenfalls einzuschreiten sind limitiert. Die Anrufer – ob der Lokalpolitiker im Wahlkampf, der Priester oder der entsetzte Wähler – verbreiten ihre Meinungen oft ohne weitere Reflektion oder kritische Nachfragen on Air. Im Fernsehen greifen viele Anbieter auf internationale Inhalte zurück, statt mit Eigenproduktionen den nationalen Meinungsbildungsprozess zu fördern.

### **Der zahnlose Tiger: die National Media Commission**

Mit den Herausforderungen, die diese Entwicklungen mit sich bringen, beschäftigen sich vor allem zwei Institutionen: die [National Communications Authority](#) (NCA) sowie die [National Media Commission](#) (NMC). Erstere wird in ihrer Zusammensetzung vom Präsidenten nominiert und ist hauptsächlich für die Vergabe von Lizenzen verantwortlich. Allerdings wurde die NCA schon oft mit dem Vorwurf konfrontiert, Frequenzen zu willkürlich zu vergeben.

Die NMC dagegen besteht nur zu einem geringen Teil aus vom Parlament nominierten Mitgliedern, die Mehrheit der Kommission gehört Journalisten-, Kirchen- und anderen Verbänden an und wird auch von diesen nominiert. Zu ihren wichtigsten Aufgaben gehört es, für Freiheit und Unabhängigkeit der Medien Sorge zu tragen. Tatsächlich liegt Ghana in der [Rangliste](#) zur Pressefreiheit von Reporter ohne Grenzen im weltweiten Vergleich auf Platz 30 – ist also nach Namibia (19) und Kap Verde (25) das am dritthöchsten eingestufte afrikanische Land.

Doch der formalen Unabhängigkeit der Medien stehen wirtschaftliche Anhängigkeiten entgegen, journalistischer Qualität steht eine geringe Professionalisierung der Branche entgegen. In Ghanas Zeitungen häufen sich Richtigstellungen, die die NMC wegen unangemessener Inhalte, unhaltbarer Beleidigungen und unrecherchierter Verleumdungen anordnet.

### **Rechtsprechung gut, Umsetzung verbesserungsfähig**

Fazit: Anders als viele andere afrikanische Staaten hat Ghana es geschafft, die verkrusteten Strukturen und Gesetze der Kolonialzeit aufzubrechen und wichtige Schritte zu einer gesunden Demokratie zu unternehmen, auch, was den Umgang mit den Medien angeht. Andererseits hapert es an einigen Stellen noch mit der Umsetzung. Ghana hinkt seiner eigenen, modernen und mutigen Rechtsprechung hinterher. Höchste Zeit, dass beide gleichziehen.

## Die Einzige

In Cape Coast an der Küste Ghanas gibt es eine Seifenfabrik. In Ameen Sangari wird seit mehr als 100 Jahren Seife produziert und Geld und Arbeitsplätze in die Stadt gebracht. Aber es gibt auch Stimmen, die lieber saubere Luft und sauberes Wasser hätten.

Von Tina Trelle



Das Hinweisschild zu Ameen Sangari. FOTOS: TINA TRELLE

CAPE COAST. „Riechst du's?“ Mein ghanaischer Kollege Christian kurbelt das Fenster herunter. Wir fahren über eine viel befahrene Straße in Cape Coast, er zeigt auf einen Schornstein. Hinter einer Mauer neben der Straße steigt schwarzer Rauch aus dem langen Metallrohr. Die Luft, ohnehin schon heiß und stickig, riecht nach Seife. Auf der anderen Straßenseite stehen Studentenwohnheime der Universität von Cape Coast.

„Ich bin so froh, dass ihr gekommen seid“, sagt einer der Studenten, als wir ihn auf die Seifenfabrik auf der anderen Seite der Straße ansprechen. Er möchte anonym bleiben, denn er fürchtet, dass das, was er uns erzählen wird, negativ auf ihn zurückfallen könnte. „Die Fabrik macht uns hier im Wohnheim große Probleme“, sagt der Student. „Ich selbst habe Schmerzen im Hals. Fast jeden Morgen liegt hier Qualm in der Luft, manchmal auch abends.“ Der junge Mann ist überzeugt, dass der Qualm giftig ist, er sorgt sich um seine Gesundheit und die seiner Kommilitonen. Zur Umweltschutzbehörde EPA (Environmental Protection Agency) sei er schon gegangen, sagt er, die EPA habe aber nichts unternommen.

### "Wir lassen uns nicht abwimmeln"

Auch wir bekommen keine Antwort auf eine Anfrage bei der EPA. Regelmäßige Schadstoffmessungen zur Bestimmung der Luftqualität gibt es nicht. Die Studenten im Wohnheim können nur vermuten, wie groß die Gefahr sein könnte, an Asthma, Allergien oder Krebs zu erkranken, wenn man Tag für Tag den Qualm von Ameen Sangari einatmet. Bei der Firma selbst nachzufragen, ist schwierig. Mehrmals werden die Journalisten zwischen Produktionsgelände und einem Schotterparkplatz hin und her geschickt.

Mein Kollege Christian und ich lassen uns nicht abwimmeln, sehen uns die Umgebung an. Wir halten an der Landstraße, wo es nach Seife riecht. Zwischen der Straße und der drei Meter hohen Steinmauer des Fabrikgeländes liegt ein Graben voll seifiger Pampe: Schaum verteilt sich auf dem matschigen Grünstreifen, das Wasser kommt aus einem Loch in der Mauer des Fabrikgeländes.

Nach vielen Diskussionen und langer Wartezeit treffen wir den Geschäftsführer der Fabrik. Wir fragen ihn nach dem Laugenwasser. Herr Abdulsalam sagt, er verstehe nichts von dieser Sache: „Ich bin kein Chemiker und kann solche Fragen nicht beantworten, weil es nicht mein Bereich ist.“ Er verweist uns an den Pressesprecher von Ameen Sangari – sagt aber gleich dazu, der sei heute leider nicht vor Ort.

### **Naturschutz- oder Industriegebiet**

Wir wenden uns an die Stadtverwaltung, die uns zum Abfallbeauftragten George Frimpong schickt. Ja, bei der Fabrik falle einiges an Emissionen an, bestätigt Frimpong, und zwar in allen drei Aggregatzuständen. Abfall, Abwasser, Abgas. Man müsse eben sehen, wie man es hinbekommt, dass die Umwelt nicht verschmutzt werde. Frimpong: Das Seifenunternehmen sei angehalten, Abwasser in großen Tanks zu sammeln und zu speziellen Müllhalden zu bringen.

Die Studenten im Wohnheim haben das nie beobachtet und glauben auch nicht, dass die Firma so verfährt. Es wäre nicht die erste Regelung, die in Ghana nicht umgesetzt wird. Frimpong sieht das größte Problem weder im Qualm, der im Hals brennt, noch im Abwasser, das in die Wiese sickert. Ameen Sangari ist die einzige Fabrik in Cape Coast und damit ein wichtiger Wirtschaftsfaktor. Seit mehr als hundert Jahren sorgt sie für Arbeitsplätze und Umsatz in der Stadt.

Offiziell steht sie in einem Industriegebiet. „Warum haben sich da Leute niedergelassen, wenn die Gegend verschmutzt ist?“, fragt Frimpong. Immerhin gebe es die Fabrik schon länger als die Universität. Während die Sonne untergeht, fahren Christian und ich weiter, nur weg aus dem Qualm. Zurück bleiben die Studenten, die sich weiter fragen, warum ihr Wohnheim direkt gegenüber einer qualmenden Industrieanlage steht.



## Giftig für Fisch und Mensch

Die Fosu Lagune im ghanaischen Cape Coast ist Lebensgrundlage für viele Einheimische - und wird seit Jahren verschmutzt. Mit Unterstützung der Stadt Bonn gibt es einen Plan für die Renaturierung der Lagune. Passiert ist bisher nichts.

Von Philipp Anft



Ein Fischer präsentiert seinen Fang aus der Fosu Lagune in Cape Coast. FOTOS: ANFT

**CAPE COAST.** „Ich habe mein ganzes Leben hier verbracht. Aber das ist nicht mehr die Lagune, die ich kannte“, sagt George Eghan. Der massige Fischer in dem weißen T-Shirt blickt über die Fosu Lagune – seinen Arbeitsplatz. Eine grüne Wasserfläche, am Ufer Kokospalmen im Wind. „Alles hat sich verändert. Es gibt viel Müll aus dem Krankenhaus und aus den Dörfern am Ufer. Auch das schmutzige Öl aus den Autowerkstätten gelangt in die Lagune und tötet die Fische. Sie treiben tot auf dem Wasser“, erzählt Eghan in breitem Fanti.

Tatsächlich schwappt viel Plastikmüll an das Ufer der Lagune, verfängt sich im Schilf. Dennoch wirkt der Ort friedlich – die Straße von Cape Coast ist hier am Ufer kaum zu hören. Vögel zwitschern. Dazwischen das Lachen der Fischverkäuferinnen, die in ihren bunten Kleidern die kleinen, noch zappelnden Fische ausnehmen: *tilapia*, eine lokale Spezialität. Und wahrscheinlich hochgiftig.

### Das Hausgewässer einer ganzen Stadt

Die Fosu Lagune ist das Hausgewässer von Cape Coast, einer Küstenstadt mit rund 150.000 Einwohnern im Südwesten von Ghana. Die Lagune liegt direkt am Meer, nur ein Sandstreifen trennt das Süßwasser von den Wellen des Atlantiks. Für die Bewohner der Stadt ist die Lagune wichtig: Für den Fischfang, als Veranstaltungsort von Festen und als Erholungsgebiet. Doch in den letzten Jahren leidet die Lagune. „Schaut man sich alte Landkarten an, sieht man viele kleine Flüsse, die die Lagune speisen. Doch mit der Urbanisierung sind all diese Flüsse verschwunden. Um die Lagune gibt es nun

nur noch Siedlungen und die alten Zuflüsse sind zu Kanälen geworden“, erklärt Kwabena Kankam-Jeboah.

Der Wissenschaftler des ghanaischen Wasserforschungsinstituts begutachtet die Fosu Lagune mit seinem Team im Auftrag der Stadtversammlung. Und die bisherigen Erkenntnisse bestätigen das, was Fischer George Eghan bereits beobachtet hat: Die Lagune wird stark verschmutzt. Bei Regen wird der Müll aus den umliegenden Siedlungen direkt in das Gewässer geschwemmt. Am Ufer befindet sich neben den Armensiedlungen und einer großen Autowerkstatt auch ein Krankenhaus – ein Kanalisationssystem gibt es nicht, geschweige denn eine Wasseraufbereitungsanlage.

### **Eine bedrohliche Dimension**

Was in Ghana nichts Ungewöhnliches ist, bekommt durch den Fischfang in der Fosu Lagune eine bedrohliche Dimension. Dr. Ruby Asmah, die Umweltchemikerin des Wasserforschungsinstituts, beschäftigt sich mit den Folgen der Verschmutzung: „Einige der Schadstoffe sind resistent, vor allem Rohmetalle. Sie lagern sich entweder in den Sedimenten ab oder werden von Fischen aufgenommen. In den Fischen sammeln sich die Metalle an. Ab einer gewissen Konzentration wird das giftig für den Fisch. Und auch für die Menschen, die ihn essen.“

Die Fischverkäuferinnen an der Lagune wissen davon nichts. Sie freuen sich darüber, dass ihr Fisch ein Verkaufsschlager ist: „Wir exportieren nach Benin, Togo und andere Orte. Der Fisch aus der Lagune schmeckt großartig“, erzählt eine Frau in Fanti und lässt weiter ihr Messer durch die Fische gleiten: „Wir sind auf das Geld angewiesen, um die Schulgebühren unserer Kinder zu bezahlen.“ Schon seit längerem gibt es in Cape Coast Initiativen, die die Lagune retten wollen. Die Stadtverwaltung hat einen Plan erarbeitet: Umsiedlung der Autowerkstätten, Umleitung des Krankenhausabwassers und Maßnahmen gegen den Haushaltsmüll der Ufersiedlungen.

### **Der Segen der Stammeshäuptlinge**

Geschehen ist bisher noch nichts. Doch seit April 2012 gibt es auch internationale Hilfe. Ein großes handgemaltes Schild an der Uferstraße verspricht die „Renaturierung der Fosu Lagune“ mit Hilfe der Stadt Bonn. 1,3 Millionen ghanaische Cedi (rund eine halbe Million Euro) sollen aus Deutschland für die Renaturierung bereit gestellt werden, im Rahmen einer Städtepartnerschaft. Der Vorsitzende der lokalen Stadtversammlung, Antony Egyir Aikins, bezweifelt jedoch, dass die Mittel ausreichen und will zusätzlich die ghanaische Zentralregierung um Hilfe bitten – von der Relevanz des Projekts zeigt er sich aber überzeugt.

Genauso wichtig wie finanzielle Mittel ist in Ghana der Segen der lokalen Stammeshäuptlinge. Gegen ihren Willen ist kaum ein Vorhaben durchzusetzen, vor allem bei der einfachen Bevölkerung genießt ihr Wort einen höheren Stellenwert als das der Regierung.

Nana Kwamina Enimfa IX., einer der lokalen Häuptlinge, empfängt seine Gäste in einem alten Kolonialbau in Cape Coast. Im traditionellen Gewand der ghanaischen Würdenträger versichert auch er seine Motivation für das Projekt: „Die Häuptlinge von Cape Coast stehen geschlossen hinter der Stadtversammlung. Wir wollen, dass dieses Projekt richtig angegangen wird und das das Richtige mit dem Geld passiert.“

Fischer George Eghan hofft, dass Häuptlinge und Stadtversammlung so bald wie möglich etwas unternehmen, um die Fosu Lagune und damit seine Lebensgrundlage zu retten. Mit seinem Appell spricht er für alle Bewohner von Cape Coast, die in Abhängigkeit von der Sauberkeit der Lagune leben: „Wir brauchen Hilfe. Helft uns, unsere Lagune zurück zu bekommen.“

## Schwarz-weiße Zeitreise

Ein Ausflug in die Vergangenheit und ein schwindelerregendes Naturspektakel – in Ghana stockt dem Reisenden immer wieder der Atem.

Von Caroline Lindekamp



Cape Coast Castle: Eine der vielen Sklavenburgen an der Küste Ghanas. FOTOS: LINDEKAMP

CAPE COAST. Die Hitze. Die tropische Hitze. Sie begrüßt jeden, der Fuß auf den staubigen Boden Ghanas setzt. Im Innenhof der Burg in Cape Coast wird sie endlich erträglich. Die dicken weißen Mauern vor dem blauen Himmel schirmen die Sonne ab; die erfrischende Seeluft an Westafrikas Goldküste weht Abkühlung herüber. Das Wellenschlagen am Fuße der Burg übertönt das bunte Treiben im Hafen. Durch den Spalt zwischen den großen Torflügeln huscht der Blick auf die spielenden Kinder, die von einem Boot über das nächste jagen, die Fischer, die ihre Netze flicken, die Frauen, die große Körbe auf ihren Köpfen balancieren, die bunten Fahnen, die im Wind flattern.

„Point of Return“, in etwa „Ort der Rückkehr“, steht über dem hohen Holztor, der Grenze zwischen dem andächtigen Gedenken in der Burg und dem bewegten Leben im Hafen. „Das Tor soll nie wieder abgeschlossen sein“, erklärt Arthur Baido einer Besuchergruppe. Der schweren Symbolik seiner Worte geben erst die dunkeln Keller der Burg beklemmenden Ausdruck. Ghana war ab 1505 ein Zentrum des Sklavenhandels. Über mehr als drei Jahrhunderte kamen Gefangene aus großen Teilen Afrikas in die Burgen entlang der Goldküste, von wo die Europäer die menschliche Ware in die neue Welt verschifften.

### Heute eine Bildungshochburg

„Bis zu drei Monate waren hier rund 2000 Männer eingepfercht“, sagt Baido. Die Augen müssen sich erst an die Düsternis in dem Gewölbe gewöhnen; allein eine nackte Neonleuchte wirft Schatten auf

die blassen Gesichter der Besucher. „Die Gefangenen konnten sich nicht setzen, so eng standen sie gedrängt. Ihre Fäkalien türmten sich kniehoch an den Wänden, dass kaum Luft zum Atmen blieb.“

Der Atem stockt plötzlich in der stickigen Luft des fensterlosen Kerkers. Kränze liegen an einer Wand aufgetürmt. Auch US-Präsident Barack Obama hat bei seiner Afrika-Reise 2009 einen Kranz in Cape Coast abgelegt – in Gedenken an die Opfer des Sklavenhandels. Wie viele es waren, lässt sich nur schätzen. „Rund fünf Millionen“, so Baido, der an Universität von Cape Coast studiert und sich mit den Führungen etwas dazuverdient. Lange ein Hauptumschlagplatz im Sklavenhandel ist die Stadt heute eine Bildungshochburg mit den besten Schulen des Landes und einer großen Universität. Ghana ist Afrikas Vorzeigeland, der Musterschüler in Sachen Demokratie, das erste afrikanische Land, das 1957 die Unabhängigkeit erlangte.



Schwindelfrei sollte sein, wer den Weg über die Seilbrücken im Kankum Nationalpark wagt.

### **„Es ist noch niemand abgestürzt“**

Auch in Sachen Tourismus will Ghana allmählich aufholen. Zaghafte macht es seine Schönheit Reisenden zugänglich. Etwas außerhalb der Stadt punkten die ersten Sterne-Hotels mit den weiten, menschenleeren Sandstränden. Am Golf von Guinea wagt sich der Tropenwald bis an die Küste. Die Vielfalt der Vegetation ist der Stolz des Kankum National Parks unweit von Cape Coast. Park-Führer Ben Acheampong schlägt mit der flachen Hand auf den Baum, der das Holz für die besten Trommeln liefert. Die riesigen Dornen des Otuwerebaums weiß er zu Stempeln zu verarbeiten. Immer wieder stoppt Ben für seine kurzen Erklärungen bis zum Höhepunkt des Parks: der Canopy Walk. Sieben Seilbrücken, insgesamt 330 Meter lang, schwingen in bis zu 40 Meter Höhe in den Bäumen. Mit dem ersten zaghafte Schritt auf die schwingenden Holzplanken, stockt der Atem, die Hände krallen sich um die Seile. „Es ist noch niemand abgestürzt“, versichert Ben. Es sind vor allem Rucksackreisende, die ihm auf dem wankenden Weg durch die Baumwipfel folgen.

### **Der „Point of Return“**

In der Sklavenburg in Cape Coast mischen sie sich mit einer einheimischen Schulklasse, den Teil der Geschichte teilen sie. Nach den Wochen im Kerker wurden die Gefangenen gebrandmarkt und in Ketten durch einen Tunnel getrieben. Die Striemen ihrer Handschellen entlang der kahlen Mauer sind heute stumme Zeugen der verzweifelten Schreie von damals. Geblendet von dem grellen Sonnenlicht krochen die Sklaven durch eine Luke, stürzten in die Tiefe auf die Boote, die sie von ihrem Heimatkontinent entrissen.

Der „Point of no Return“, der Punkt, von dem es kein Zurück gibt, hieß dieser Ort in allen Sklavenburgen entlang der Goldküste. In Cape Coast ist die Luke jetzt ein großes Holztor, das nie wieder verschlossen sein soll: der „Point of Return“.